

Der Blaue und der Graue.

Nach den Aufzeichnungen eines Unions-Veteranen. Von Robert Thiem.

Es war während der blutigen Campaigne des Jahres 1862, als Oberst Woodcock vom 12. Massachusetts-Regiment sich auf einer Reconnoiscierungstour befand. Er sah furchend vorgelehnt auf seinem Rosse und sah durch seinen Feldstecher auf eine weite Fläche virginischer Tiefländes, das hin und wieder von recht winkligen Wäldchen unterbrochen wurde, herab. Im grauen Lichte des Indianerformers kamen ihm jene feebraunen und gelblichen Flecke vor, deren Dajonette sich blinkend im Abendhimmel bewegten.

In Wahrheit dienten jene Gebirgshäuser von grau uniformierten Soldaten zum Versteck, die von Zeit zu Zeit daraus hervordrückten, um bedachte Unionskavallerie aus überfallen, einige dreierlei Individuen über sie auszuspeien und dann, geküßt in leichte Wolken von Pulverdampf, wieder zu entweichen, doch selten, ohne einige zuckende, wimmernde Kameraden auf dem von Koffen zertrampelten Wiesengrunde zurückzulassen.

Die Ueberlebenden schienen in diesen hellfarbigen Flecken wie Gespenster zu verschwinden. Abtheilungen von Unionisten wagten sich allerdings in die Gestrüppe hinein, fanden jedoch nie eine lebende Seele darin. Raum waren sie an der entgegengesetzten Seite wieder heraus, dann freilich entkräfteten die verwundeten Kavalleristen schon wieder neue Haufen der Vorhut der Confoederirten.

Als Oberst Woodcock sein Feldglas herumnahm, lag Unmuth ob der gesuchten Vordringe auf seinen nachweislichen, weitergekauften Zügen.

„Captain,“ sagte er zu seinem Kameraden, „aussehen wir uns nicht. Diese Kerle sehten wie der Teufel. Nur bleibt es räthselhaft, wie sie in den Eingeweidenn ihrer Dickdärme so spurlos verschwinden können. Es soll mich —“

Der Satz wurde nicht vollendet. Der Oberst gab plötzlich seinem Rosse die Sporen. Es führte mit seinem Keiter in die Niederung hinab, und wo seine Huße gegen Fiesel in seiner Bahn donneterten, da floßen Funken, tragend wie Pflanzenschäfte.

Eine Abtheilung Unions-Cavallerie kreuzte in der Diagonale die Bahn des Kommandeurs. Ihre blauen Uniformen waren entsetzlich beschmutzt. Der Zug bewegte sich auf eine Schattenseite der Baumgruppe zu. Da fielen plötzlich zwei der Keiter unter einem Kreuzfeuer, und gleichzeitig tauchte ein umfangreiches, weißes Gebäude vor den Blicken des erkannten Obersten Woodcock auf. Wie aus dem Boden gewachsen, gespenstisch hand es da, im letzten Schimmer des scheidenden Tages. Offenbar aus der Colonial-Ärae entstammend, trug es gleichwohl die Merkmale hoher moderner Kultur. Es war der Sitz stähliger Artilleristen; das schien dem Obersten gleich klar. Ein niedriges Gitter, dahinter ein verdorrter Blumenkasten, umringte den rechten Flügel des Schloßes.

Ein barhäuptiger Hüchling in grauer Uniform, mit einer weißen, flutbeständigen Binde um die Stirn, strebte auf diesen Flügel zu, umginge sich durch eine Fliederhecke und stromte zu einem hohen Bogenfenster empor.

Eine schneeweiße Hand ward durch ein Spalt der Vorhänge sichtbar. Sie öffnete das Fenster und schloß es wieder, nachdem sie dem „Grauen“ hereingeholfen.

„Spahhaft,“ murmelte der „Blaue“, „Ich glaube, dieser Hanskraut bildet sich ein, er sei nun so sicher wie in einem Bankengeld.“

Damit führte er, den Säbel in der Faust, auf den Garten zu, übersprang das Gitter und durchbrach die Fliederhecke. Vor dem verhangenen Fenster machte er Halt. Ein furchterlicher Schlag mit der Rechten rührte zertrümmerte es dergestalt, daß der Mann bequem durchkam. Als der Oberst die Glasklammer auf dem Reppich des Zimmers dumpf niedertrachete, machte er eine Pause. Während derselben bemerkte er, daß ihm eine Handvoll feiner Leute gefolgt war, und so sprang er nun ohne Bedenken aus dem Sattel direkt in die Fensterrinne und von da in das Zimmer hinein!

Welch ein Bild! Vor einer geschlossenen Thür stand eine Dame, jung und schön, mit bleichem, edlem Antlitz, die Arme weit ausgebreitet, so daß ihre Finger die Thürposten zu beiden Seiten berührten. Sie sah fast aus wie eine Bekreuzigte, so innig schmiegten sich ihre weißen Formen an das Kreuz im Gefäß der Thür.

Betroffen trat der Oberst einen Schritt zurück und grüßte militärisch. Er versuchte etwas zu sagen, aber Entscheidungssind oft taillös, und als er dennoch „Verzeihen Sie!“ flammelte, geriet er über die eigene Thorheit in so Verwirrung, daß er schnell hinzufügte: „Rein, ich nehme das zurück! Weiß wohl, daß ich ein Eindringling bin, aber Krieg ist Krieg! Der „Graue“, den Sie verbergen, würde in meinem Hause, wenn er jemals dahin gelangen sollte, ebenso verfahren.“

„Niemals!“

Welche Anmuth lag in diesem entschiedenen Widerpruch, mit so weißlich fäher, rauer Sprache ungewohnter Stimme geliefert! Der „Blaue“ war wie verberl. Er gebarte gewiß nicht zu den Weichherzigen, dieser Vorläufer Club-

Mensch, der Frauen kaum anders als Spielzeug, wenn nicht als eine Strafe anzusehen gewöhnt war. Aber nun kam es über ihn wie eine Offenbarung. Zum ersten Male im Leben begegnete er etwas wirklich Imposantem, Starkem und zugleich Lieblichem.

Er schwante, fast war er geneigt, umzukehren. Da erblickte er eine Anzahl verwundeter Gefährten am Fenster. Ah! Und lächelten nicht einige comisch? Das war entscheidend. Er drang wieder auf die stumme Gestalt an der Thür ein und kam ihr so nahe, daß er den stielischen Athem des blühenden Mädchens auf seiner feaubigen Wange fühlte.

O dieser Athem! Wären nur die verwundeten Beobachter hinter ihm nicht gewesen!

Er wünschte sich weit weg, aber er blieb, und dann kam es sanft, aber bestimmt aus ihrem Munde:

„Es thut mir wirklich leid, aber Sie müssen bei Seite treten.“

„Niemals!“

Die merkwürdige Wiederholung klang dumpf, schien das einzige Wort zu sein, dessen das arme Wesen noch fähig war.

Berwirth packte der Oberst nach dem Sabelgriff, das Zittern seiner Hand zu verbergen. Das arme Mädchen mischerhand die Bewegung. Ein stehender Damm, der ein Herz von Stein erweichen konnte, traf den unglücklichen Offizier.

„Ich sage Ihnen, wir müssen das Haus durchsuchen, Madame; wir sind im Krieg, und Krieg bleibt Krieg!“

Der Oberst biß die Zähne zusammen. Wenn einer seiner Untergebenen diese so Weibensart herabgebracht hätte und in so sanftem Tone, er würde ihm einen Stoß versezt haben. Die absolute Nothwendigkeit, sich vor der eigenen lächerlichen Sanftmuth zu retten, trieb den Obersten zu dem Kommando:

„Durchsucht das Haus!“

Einige „Blaue“ führten ins Zimmer, auf die stumme, blöde Gestalt zu, aber der Säbel des Obersten fuhr da zwischen.

„Jurdä da!“ rief er. Siebt es nicht noch andere Thüren als diese, Ihr elenden Verräther?“

Die Leute machten Recht, beschämt, wegen dieser Zurechtweisung in Gegenwart einer so schönen, muthigen Dame.

„Da ist eine, Oberst.“

„Und hier noch eine, Sir.“

Schon, so theilt Gud und durchforscht das Haus von der Dachlampe bis zum Keller. Gebt Paraden, wenn sie die Waffen strecken. — Ihr zwei Weibe da geht ums Haus herum, aufzuspassen, daß der — der Kerl da drinnen nicht durch ein Hinterzimmer entflüht.“

Die Leute thaten, wie ihnen geheißen. Ihr Kommandeur schien verzagt. Er wollte, war's auch nur für eine Minute, mit der Dame allein sein, auf deren Antlitz etwas wie frohe Spannung lagerte.

Der Oberst fühlte das wachsende Verlangen, für die stielliche Freundin etwas zu thun. Hätte sie gesagt: „Sir, als Mann von Ehre und Ritterlichkeit beschwöre ich Sie, retten Sie den Mann, den ich hier verberge,“ er würde Weide zu seinem eigenen Pferde geleitet und ihnen glückliche Reise gewünscht haben, selbst auf die Gefahr hin, laßt sie zu werden, aber — sie sagte nichts. Da rief er endlich heraus:

„Ist der da drinnen Ihr Mann?“

Sie lächelte.

„Ein Bruder dieleicher?“

Sie blieb stumm, aber ihr Auge sagte „Nein.“

Den Obersten packte Höllestein: „Dann, dann ist es —“ der Geliebte“, wollte er eben sagen, aber das kamen die beiden Kavalleristen von draußen zurück und meldeten:

„Es ist nur ein Fenster da, und das ist zugenanzt.“

„Dah rief der Oberst, Komödie spielend. „Dann haben wir ihn ja!“

Etwas wie Raubsucht beschlich sein Herz. Sein Rechtsinn schien ihm gemißbraucht worden zu sein. Nicht von jenem unschuldigen, liebenswürdigen Wesen, nein, vom Schidol. Er war vierzig Jahre alt geworden, ohne daß sein Herz auch nur für einen einzigen Tag einem anderen Herzen angehdrt hätte. Schließlich sagte er feierlich:

„Zum letzten Male beschwöre ich Sie, wenn Sie sein Leben lieb haben und das Ihrige, fort von dieser Thür, fort!“

Sie warf die Fülle ihrer Locken zurück und sandte ihm einen langen, vortwurfsvollen Blick hinüber, gleich einer Herausforderung über eine Auße.

„Niemals!“

Da polterten die von der Hausfüßung zurückstehenden Unionisten mit der Meldung herein:

„Nichts zu finden. Keine Seele im ganzen Haus!“

„Ich weiß es besser!“ schnauzte der Oberst seine Leute an, den Säbel wühend in die Scheide stösend. „Hier,“ sagte er hinzu, auf den Ramin deutend, „reißt die Kloben aus dem Feuer! Wir wollen die Wude in Brand setzen! Heraus damit!“

Aber auch jetzt schien der Muth der Dame noch ungebogen, wenn auch ihre Wangen erbleichten, als zwei riesige „Blaue“ die brennenden Scheite aus dem Ramin rissen und alles Brennbares darauf häuften, was sich im Zimmer vorfand.

„Umzingelt das Haus!“ kommandirte der Oberst. „Recht haben, „Graue“ gefangen! Laßt keinen entkommen! Fort, fort!“

Die Leute floßen jetzt fort, wie aus ihrem Reife herausgerückte Hornissen. Der Oberst näherte sich der Dame.

Stmas Hobes lag in ihrem Blick. Der Offizier war davon tief ergriffen, aber gleichzeitig brannte Eiserclut in seinem Innern, wenn er an den verborgenen Liebhaber dachte.

„Wollen Sie die Thür öffnen!“ sagte er:

„Niemals!“

Es war die Stimme einer Märdlerin. Oberst Woodcock trat bei Seite. Zum ersten Male fühlte er sich zusammenbrechen unter dem Eindruck eines verhängnißvollen Momentes. Sie zurückschleichen in dem feurigen Ofen, damit sie sich für einen Anderen opfern? Daran zu denken, war unerträglich. Und Hand an sie zu legen, war's auch nur in sanfter, überredender Weise, würde es nicht Entweihung gewesen sein?

Aber der Rauch verdichtete sich gefährlich. So trat der Oberst noch einmal an der Thüre heran, sein Verlangen zu wiederholen. Eine Veränderung ging mit ihr vor. Zwar laut sie taumelnd, halb erschrocken und erblindet fast auf ihrem Pofsen zusammen, aber dennoch blieb sie entschlossen, zu sterben!

Durch den Rauch selbst nicht wenig gequält, hielt der Oberst den Athem an und breitete seine Arme noch gerade vor rechten Zeit aus, um das stielnde Mädchen aufzufangen, bei Seite zu bringen und auf eine Ottomane niederzuliegen. Dann eilte er zurück und brach die Thür mit ein paar gewaltigen Fußtrittten ein.

„Komm heraus, „Graue“,“ rief er in den dicken Qualm hinein. „Komm heraus und rette, was Du kannst!“

„Ich spreche nicht und schwöre, Dich freizugeben. Also, schnell heraus mit Dir!“

Niemand antwortete. Sehr verwirrt schlich der Oberst vorwärts in das Zimmer, es zu durchsuchen. Er fand es leer, verlassen und mit einer Verwünschung rannte er zurück nach dem Lager der ohnmächtigen Getafel.

„Draußen war ein großes Getöse. Die Soldaten schrien zum Fenster herein: „Kommen Sie heraus, Oberst!“

Um Gottes willen, treiben Sie es nicht zu weit! Retten Sie sich! Noch ist es Zeit!“

Glücklicherweise zeigte ihm das Geschrei die Richtung zum Fenster, sonst würde er sich nicht haben herausfinden können. Als er sich im Fenster zeigte, verwandelten sich die Mahnrufe in Freudengesänge, daß sich verdoppelte, als man im Arme des Obersten eine alte, weibliche Gestalt sah. Ein Dugend Hände halfen ihn heraus, und bald hatte er die schöne Ohnmächtige, etwas entfernt vom brennenden Hause, auf einem weichen Bette von Herbstlaub niedergelegt.

Endlich öffnete die nach Lust ringende Gestalt die Augen, große, braune Augen, die ängstlich und wild hin und her wanderten.

In diesem Moment schlug über dem Schenker des Schloßes eine rotthe, flammende Lohle zum Nachthimmel empor. Sie rebete eine stürzende Sprache für die arme Gefangene und verwandelte dieselbe in eine Mahnsinnige. Den Feuerlod des Geliebten wählte sie zu schauen, und sie gedrehte sich wie eine rächende Furie. Mit wildem Geschrei strebte sie, ringend und kämpfend, sich von ihrer Umgebung loszureißen, um sich in das brennende Haus hüngen zu können. Weilsicht würde es ihr auch gelungen sein, wenn nicht ein anderer dem Oberst Woodcock zu Hilfe gekommen wäre.

Es entstand nämlich in der Umgebung des gedachten Schloßflügels plötzlich ein Zusammenlauf. Zwei Union-Kavalleristen kamen daher, zwischen sich ein elend aussehendes Einerseind hindurch und gefolgt von einer Anzahl anderer „Blaue“, die den Konfoederirten, diesen ihren einzigen Gefangenen, mit lauten Verwünschungen überhäuften.

Der Oberst schien gar nicht darauf zu hören, so aufmerksam rückte sein Auge auf dem bleichen Antlitz seiner Gefangenen. Das Fieber beruhigte sich. Er hielt die Hand der über ihn gestreckten Widerstandlos umfaßt. In jezt ihm Blicken lag es wie Abnung, daß ein Wunder für sie geschehen.

„Kob, Kob, bist Du es? Also nicht todt, nicht ermordet, verbrannt und nie enttriffen? O Gott, welch ein Wunder!“

Der Mann im „Grau“ sank neben ihr nieder und schloß sie in seine Arme. „Auf, das Feuer gelöscht! Ueberlaßt mir diese Leute. Ich werde allein mit ihnen fertig werden.“ Mit diesen Worten vertrieb der Oberst alle unerwünschten Zeugen vom Lager des Mädchens.

„Bist Du verlegt, Kleine? Haben sie Dir etwas gethan? Das waren die ersten Worte des Geliebten und er blickte dabei an der langen Gestalt des Obersten misstrauisch empor. Doch dieser erwiderte den Blick in solcher Weise, daß seine Miene deutlich sagte: „Oho! Führt er etwa Krieg gegen Frauen?“

„Wahre, man hat mir kein Leid zugefügt, und Gott sei Dank, auch Dir nicht, Kob!“ sagte sie. Dann blickte auch sie, aber lebend, zum Obersten auf und fügte hinzu: „Sie werden ihn verzeihen, verzeihen um meinetwillen!“

Der Oberst trat bei Seite. Ein Kavallerist kam eben herangeprängt. Er lebete von der Verfallungstour zurück, die er vor etwa einer Stunde angetreten.

„Vier unserer Kameraden sind in Feindeshand gefallen“, meldete der Mann mit bebender Stimme. „D-

die Schurken hatten uns eine gemeine Falle gestellt!“

„Hören Sie wohl!“ sagte der Oberst zu seinen Gefangenen. Beide neigten das Haupt, aber die Dame sagte weinend: „Sie werden ihn doch verzeihen!“

Der Oberst drehte sich kalt zu dem vom Pferde gestiegenen Soldaten herum. „Bewache sie!“ befahl er, dann ging er fort.

„Oberst!“ rief ihm der Konfoederirte nach.

„Woll?“ antwortete jener, zurückblickend.

„Könnte ich mit Ihnen wohl ein Wort im Vertrauen reden, nur eine Minute unter vier Augen?“

Der Oberst blieb stehen. „Woll?“ „Oberst“, sagte der Gefangene leise, „dicht an den Offizier heranredend, „siehe ich wie ein Mann von Ehre aus?“

Der Angeredete lächelte kühl. Doch lag darin keine Beleidigung des hilflosen Feindes.

„Ich muß belennen,“ sagte er gedehnt — — — „doch, was wollen Sie?“

„Ich habe eine Bitte an Sie, und zwar eine ganz ungewöhnliche, im Kriege wie im Frieden.“

„Nun denn, heraus damit!“

„Ich wünsche jene Dame eine kurze Strecke über die konfoederirten Linien hinaus zu eskortiren. Dort wird sie Freunde finden, die sie nach Richmond bringen werden. In kürzester Zeit bin ich wieder hier.“

Der Oberst holte tief Athem. Er blickte in das hagere, aber freundliche, männliche Gesicht. Dann sagte er: „Ich weiß, es ist unerhört,“ fiel der Gefangene ein, „und Sie werden mich natürlich für verrückt halten, aber hören Sie mir zu. Drüben, auf demselben Berg, wo ihre 60 Kameraden liegen, da liegt auch der Vater der Dame — todt, mit dem Gesicht nach dem Feinde zu. Den Bruder hat man tödtlich verwundet hinter die Front transportirt. Von diesen stürzlichen Dingen weiß die Kernte bisher nichts, gar nichts. Und nun bedenken Sie, drüben steht auch ihr Heim, ihr Obdach in Flammen! — Weinen Sie nicht, daß es mit diesem Verlust an einem einzigen Tage genug sei? Alles, was ich geliebt, bin ich, ihr Vorfahr. Wenn auch ich falle — dann, ja dann weiß unser Herrgott allein, was aus ihr werden mag.“

Der Oberst lächelte in sich hinein und dachte: „Er irrte sich. Wegen einer Helbin braucht man nicht besorgt zu sein.“ Aber seine Antwort lautete: „Sie haben wirklich die Stirn, die gewünschte Erlaubnis auf das bloße Versprechen hin zu verlangen, daß Sie sich wieder als Gefangener stellen wollen, sobald die Dame in Sicherheit ist?“

„Es ist mir gleichgültig, was Sie von mir denken“, sagte der Konfoederirte. „Es handelt sich um die Dame. Aber — das schwöre ich bei Gott — sobald ich sie in guten Händen weiß, lehre ich sie zu Ihnen zurück und will jede mir von Ihnen auferlegte Strafe, und wäre es Tod, erleiden. Verstehen Sie mich wohl? Auch den Tod!“

Der Oberst rästelte mit dem Fuße im trockenen Herbstlaube, jedoch ohne das Auge von dem Stiefel zu wenden, dessen Muth und Geradheit Achtung geboten. Dann sagte er:

„Wissen Sie, was das für mich bedeutet, wenn ich die Erlaubnis ertheile, und Sie Ihrem Schwur untreu werden? Degradiren würde man mich, und mein Name würde als der eines Verräthers von Regiment zu Regiment fliegen!“

Wenn Sie bedenken wollen, daß noch eines Anderen Ehre als die meinige auf dem Spiele steht, wird Ihnen meine Treue desto sicherer sein!“

Der Oberst näherte sich nun dem Konfoederirten so dicht, daß er ihm in das gedrehte Weis seiner Augen schauen konnte, und sagte:

„Schwören Sie, vor Gott dem Allmächtigen, daß Sie zu mir in die Gefangenenschaft zurückkehren wollen, sobald Sie diese Dame über die konfoederirten Linien in Sicherheit gebracht haben?“

„Ich schwöre!“ antwortete der „Graue“ feierlich.

„Und ich glaube und vertraue Ihnen!“ versicherte der „Blaue“, dem feindseligen Bruder die Hand reichend. „Kommen Sie!“

Die Beiden lebten nun wieder zu dem armen Verwaisenen zurück, die, gleich ihrer Bewachung, trostlos in den präselnden Brand des Schloßes starie.

„Kommen Sie mit mir,“ befahl der Oberst barsch.

„Wohin? Was wollen Sie mit mir beginnen?“ seufzte sie.

„Das werden Sie schon sehen!“ sagte der Oberst, noch unwirker; aber der Konfoederirte half dem Mädchen auf die Fäße und sagte: „Geh nur dicht vor mir her, in östlicher Richtung.“

Die Drei machten sich schneibarak dem Lager der Unionsarmee auf den Weg, und das Mädchen war bald genöhigt, sich schwer auf ihren Begleiter zu stützen. „O Kob“, seufzte sie, „wird man uns einsperren, wird man Dich tödten?“

„Erzählen Sie es ihm!“ sagte der Oberst in rauhem Tone. Man hatte eben eine eingezogene, offene Waldpavillon erreicht, und der Oberst setzte hinzu: „Warten Sie hier, ich gehe mein Pferd zu holen.“

Nun nahm das Paar auf einem abgehauenen Baumstamm Platz und unterließ sich bis zur Mitternacht des gemüthlichen Feindes in gehobener Stimmung. Er hatte sich so leise wieder heranzugelächelt, daß er mit seinem

Rosse plötzlich, wie aus der Erde gestiegen, vor den Ueberraschten stand. Das Thier war ungelassen, trug aber eine wollene Decke auf dem Rücken.

„Nun aufgesessen, aber schleunig!“ mahnte der Oberst, der, nachdem der Konfoederirte den Anfang gemacht, das Mädchen hinaufhob und es hinter dem Geliebten placirte, den es bebend umschlang.

Um die Wahrheit zu sagen, der Oberst zögerte auffallend lange, ehe er die Hand von der Taille der schönen Gefangenen zurückzog und mit bebender, dumpfer Stimme ein Good by! heraus brachte.

Das Mädchen fand keine Worte. Aber sie ergriff die raue Hand des Obersten und beugte sich nieder, um einen heißen Kuß der Dankbarkeit auf die Hand zu drücken. — — —

Der Brand des Schloßes entfiel. Die es bewachenden Kavalleristen ritten daher dem Lager zu, wo sie den Obersten mit den Gefangenen bemerkten.

Zwischen sah dieser noch auf demselben Plage, wo er den Gefangenen die Freiheit gegeben. Er fühlte sich wie verwaist, und doch ward kein Herz von wachsenden Zweifeln getroffen.

Wird der Mann zurückkommen? Das Gesicht antwortete „Ja“, aber die kalte Bemuth „Nein.“

Schon manche Stunde war verfloßen. Da, endlich, ließ sich Pferdegetrappel hören. Sein Herz sagte ihm, daß es der Erwartete war, dennoch zog er den Säbel. Es konnte ja auch ein Feind sein, gegen den er sich vertheidigen mußte.

„Wer da?“ rief er, als er die Umrisse des Rabenden unterscheiden konnte. „Ich bin es, Oberst“, antwortete eine willkommene Stimme.

Der Konfoederirte hatte Wort gehalten. Er ritte neben dem Obersten auf und sprang vom Pferde.

Aber weßhalb schwang sich der Oberst gleich auf das Thier?

„Wissen Sie was“, stüßerte er, sich zu dem Verdäphten niederbeugend, „machen Sie, daß Sie fortkommen, so schnell Ihre Beine Sie tragen können, zurück zu den Ihrigen.“

„Was soll das heißen?“ antwortet der „Graue“. „Gott, Gott! Sie meinen doch nicht etwa — —?“

„Gemiß! Ich meine, daß Sie freisich, fliehen Sie!“ Nur Eins versprachen Sie mir: Machen Sie Ihren Ginters geltend, daß mir ein gefangener Unionskavallerist im Austausch gegen Sie herübergeschickt werde. Good by!“

Der Konfoederirte war kaum weg, als der Oberst am Saum der Leuchte einen Zug seiner Leute herankommen sah. Mit einem Satz war er vom Pferde, zog den Revolver und feuerte fünf Schüsse auf einen imaginären Feind ab. Dann schwang er sich wieder auf das Thier und sprengte wie toll auf die Reitgenossen zu, als ob er eben einem gefährlichen Zusammenstoß entkommen.

„Ich mußte so handeln,“ rief er leuchtend, „ich war gezwungen!“

„Was? Sie haben den Rebellen erschossen, Oberst?“

„Da gab's kein Besinnen! Jetzt heißt es tödten oder getödtet werden! — Sie waren hinter uns her! — Die Wälder wimmeln von ihnen! — Leb't heraus, rath' ich Euch, bis es Zeit wird. — Ihr seid zu schwach zum Angriff. — Ueberdies kennen sie das Terrain, wir aber nicht. — Fort nach dem Lager!“ —

Wenige Stunden später entstand plötzlich um die Lagerfeuer der Unions-Armee, während man die Tageterevnisse besprach, eine lebhaftere Bewegung. Vier Soldaten, ohne Säbel, der Waffen beraubt, leuchtend, aber mit freudestrahelnden Blicken, taumelten daher. Sie fielen beglückt zu Boden, als sie da angelangt waren, wo eine freudliche Flamme ein Bild von Brüdern beleuchtete, die nach schweren Leiden und Strapazen der Ruhe pflegen durften.

„Glück! Himmel!“ rief jetzt ein Artillerist, der die Ankömmlinge genauer betrachtete. „Sind das nicht die vier Kavalleristen, die gegen Abend drüben bei den Sägeln stürzten und im Feindes Hand fielen?“

„Nu waren die Vier die Löwen des Tages. Sie konnten sich vor Fragen kaum retten.“

„Wie seid Ihr nur entkommen?“ „Welchen Umständen verdankt Ihr Leben und Freiheit?“

„O, wir wissen so gut wie gar nichts“, sagte einer der Vier. „Denn's, kommt da ein junger Kerl zu uns ins Zelt, giebt uns Futter, flüchtet aber dabei: „Drückt Euch! Ya-mohl, drückt Euch,“ sagte er, und daß er alles mit dem General „all right“ gemacht habe. Wir natürlich nicht faul, sprangen vom Boden auf, „drückten uns“ pflüchtlich und — da sind wir!“

Alles lachte in der Runde.

Aber Einer, der beim Brande des Artillertaten-Schloßes zugegen gewesen, sagte dann spitzfändig: „Na, ich will weiter nichts sagen, und ehrlicher Zausch ich ja keine Räuberei, aber daß ein Frauengemmer vier Kerle werth sein kann, das ist doch etwas ganz Neues!“

Ob der und seine schöne Braut auch des „Blauen“ gedachten?

Napoleon der Erste als Theater-Regenent.

Nach der Schlacht von Austerlitz (1805) brachten die Theater in Paris eine Reihe militärischer Dramen, in denen viele Kofaken niedergehakt, viel Pulver verpuffen und noch mehr Patriotismus gepredigt wurde. Unter diesen theatralischen Mißgeburten machte ein Drama, das „Jetta, die Tochter des Rofulentenmans“ hieß, das größte Aufsehen. Niemand konnte den Verfasser, der sich pseudonym „Julius Karlin“ nannte, und endlich entdeckte sich das Gerücht, derselbe sei im Kreise der Tuilerien in der nächsten Nähe des rühmgekrönten César zu finden, und dieses Gerücht fand um so mehr Glauben, als Napoleon selbst in der Vorstellung erschien, die man mit größtmöglicher Pomp ausgestattet hatte. Am anderen Morgen durchlas Napoleon sorgfältig die Kritiken der Journale über „Jetta“, die ihn aber gar nicht beunruhigten, denn fast alle Blätter hatten der schönen „Jetta“ Loblieder gesungen. Man stürzte, durch eine gerade Kritik des Nachwerkes eine hohe Person zu verlegen, was leicht Unannehmlichkeiten nach sich ziehen konnte. Wie sehr war man daher überglücklich, als einige Tage später der „Moniteur“ über „Jetta“ schonungslos zu Gerichte sah, und Tendenzen, Handlung, Plan und Durchführung des Stüdes als erbärmlich mit den herbsten Worten geißelte, dem Publikum wie der Intendanz einen verdorbenen ästhetischen Geschmack vorwarf und zum Schluß die ganze Aufführung verdammt. Es blieb nicht lange Geheimniß, daß die fast unerhört scharfe Kritik aus der Feder Napoleons geflossen war. Es war zwischen den Zeiten zu sehen, der Kaiser fühlte sich verlegt, daß man ihm die Pathosrolle einer so erbärmlichen literarischen Arbeit zuschriebe.

Napoleon wollte nun den Verfasser des Stüdes kennen lernen, und Souche erhielt den Befehl, denselben zu ermitteln. Nach vieler Mühe entdeckte die Polizei, daß das Drama von der Tochter eines um das Kaiserreich sehr verdienten und auf dem Schlachtfelde gefallenen Obersten herrühre. Natalie Simpfrone war ein schönes, in der ersten Jugendblüthe stielendes Mädchen, das sich nicht wenig bewunderte, als es eines Tages den Befehl erhielt, sich zu gegebener Stunde im Audienzsaal des Kaisers einzufinden.

„Allo Sie sind die Mutter Jettas?“ fragte der Kaiser, wobei er das jarke Geschöpf mit süßlichem Wohlgefalle betrachtete. „Ich bin mit Ihrem Werke sehr unzufrieden! Haben Sie den „Moniteur“ gelesen?“

„Ich schrieb das Stüd nicht um Anerkennung zu gewinnen — also auch nicht um Eure Majestät zu gefallen!“ sagte Natalie stolz. „Ich wollte ungekannt Ihrem Ruhme einen Kranz winden. Eure Majestät haben das Recht, meine Arbeit zu verdamnen, aber ich weiß nicht, ob ich es verdiene, daß mich Eure Majestät hierber beschieden, bloß um mir das zu sagen.“

Napoleon betrachtete sie einen Augenblick erkant; er war eine solche Sprache nicht gewohnt; aber doch sagte er noch einer Pause: „Ihr Vater hat sich um Frankreich verdient gemacht, ich will mich als den Vollstrecker seines muthmächtigen letzten Willens betrachten. Erbieten Sie sich nur eine Gnade.“

„Gebieten Sie dem „Moniteur“ Sire, die Beleidigungen gegen den Verfasser der „Jetta“ zu widerrufen. Er sprach von der erbärmlichen Nach eines gefühllosen Strickenten, vom Pfluchwort.“

„Das war allerdings hart,“ meinte Napoleon lachend. „Aber, mein Kind, ich widersehe nie! Als Tochter eines im Militärdienste ergrauten Mannes hätten Sie auch mehr vom Wefen der Schlachten verstehen sollen. Damit Sie daher, wenn Sie künftig wieder etwas schreiben, keine Schnitzer machen, werde ich Ihnen einen probaten Lehrer geben, der Ihre literarischen Studien leiten soll. Mein erster Ordnungs-Offizier St. Hilaire soll Ihr Vormehrer sein. — Reinen Widerspruch, Fräulein, es ist ihm Wille!“

Natalie verlief ziemlich befürzt die laiserlichen Gemächer.

St. Hilaire war ein noch junger Mann, reich an Vorzügen des Geistes und Körpers.

„Nun, besser St. Hilaire, wie geht es Ihrer Schölerin?“ fragte nach einiger Zeit Napoleon; „macht sie gute Fortschritte?“

„Sire,“ erwiderte der Offizier, „Fräulein Natalie gelobte keine Kriegsdramen mehr zu schreiben, sie entwidelt jetzt ein entschieden Talent für elegische Dichtung.“

„Wirklich? — Sagen Sie mir, St. Hilaire, hätten Sie nicht Lust zu heirathen?“

„Sire! Wenn ich mir erlauben dürfte, Ihre Worte zu deuten, ich könnte durch Ihre Gnade der glücklichste Mensch sein.“

„Nun gut, dann trachten Sie, es bald zu werden. Die Kaiserin wird für die Ausstattung sorgen. — Reinen Dank! Höchsten den, daß Sie Ihre stielstige Frau in meinem Namen bitten, sich später mehr mit ihren Kindern als mit der Poesie zu beschäftigen.“